Sokrates beichtet

Autor(en): **Zopfi, Sam**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nr. 43
31. Jahrgang

Die Berner Woche

Bern, 25. Okt.
1971

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Sokrates beichtet

Von Sam Zopfi

Am Tage bevor Sokrates den Giftbecher trank, besuchte ihn ein Freund, der sich angelegentlich nach seinem letzten Wunsche erkundigte und sich bereit erklärte, sie auszuführen, so weit es in seiner Macht stehe. Der Weise, der sich seiner letzten Stunde nahe wußte, überlegte lange, ob einer seiner Wünsche wert sein möchte, erfüllt zu werden, oder ob jene großen Wünsche, die ihn zuinnerst bewegten, von Menschen erfüllt werden könnten.

„Sieh, mein Freund", sagte er, „fast alles, was du mir erfüllen könntest, bedeutet mir nichts mehr, und alles, was ich in Wirklichkeit umsetzen möchte, kannst du nicht vollbringen! So steht es mit uns, wenn wir von dieser Welt weggehen! Die Lebenden, die der Ewigkeit noch fern stehen, halten tausend Dinge für begehrenswert, über die ein Sterbender nur wehmütig lächeln kann. An die großen Dinge aber, die wir am Rande des hellen Landes aufsteigen sehen, denken die meisten Zeit ihres Lebens nicht!"

„Ich weiß, ich weiß, Sokrates," erwiderte der Freund, „du sollst mich auch nicht mißverstehen! Ich verlange nicht von dir, daß du mir aufträgst, Nichtigkeiten auszuführen, die nur in den Augen der Unweisen einen Sinn haben. Ich maße mir auch nicht an, der Mann zu sein, der Großes vollbringt, Großes, wie es ein Sterbender mit seinen erdabgewandten Augen für erstrebenswert anschauen mag. Aber ich kenne dich, Sokrates! Deine letzten Gedanken werden bei den Lebenden sein, denen du dein Lebtag ein Beispiel der Weisheit gewesen bist! An diese Lebenden wirst du denken, und wirst dem einen oder andern von ihnen Botschaft schicken wollen, damit er ein letztes Mal durch deinen Zuspruch gestärkt werde . . ."

Wieder überlegte Sokrates lange, dann verneinte er abermals. „Ich wüßte nicht, welch einen Rat ein Sterbender den Lebenden geben könnte, außer für die Stunde seines Todes. Beide, die Sterbenden und die Lebenden horchen auf andere Gesetze, und der Zustand des einen ist vom Zustande des andern so verschieden wie der helle Tag von der sternlosen Nacht. Meine Seele müßte schon einen starken Wunsch in sich bergen, weiter zu leben, wenn sie Lust verspürte, einem Lebenden zu raten, wie er sein Dasein nützlicher verbringen könnte . . . Sie birgt keine solchen Wünsche mehr in sich . . ."

Der Freund aber ließ nicht nach. „Sokrates", rief er, „ich weiß, die Sterbenden und Toten sind glücklich, wenn sie eines guten Nachruhms sicher sind. Du hast für den besten Nachruhm gesorgt, den sich ein Mensch erwerben kann. Aber bedenke, ob es unter deinen Angehörigen keinen gibt, der sich eines schlechtern Nachruhms als du wird erfreuen müssen, und überlege einmal, ob du nicht deinen redlichen Anteil an seinem verminderten Ansehen bei den Menschen haben könntest."

Bei diesen Worten des Freundes mußte Sokrates lächeln. Er drehte ihm sein abwesendes Gesicht zu, und einen Moment lang schien auf den gänzlich erdenfernen Zügen das Licht der irdischen Lebensfreude nochmals aufleuchten zu wollen.

„Ach", rief er, „ich verstehe dich! Ich verstehe dich ganz gut! Du bist von meinem Weibe Xanthippe gesandt! Du hast mir nie geglaubt, daß sie eine so schlimme Person gewesen, und in deinen Augen wird der böse Ruf, den sie genießt, einen Schatten auf meinen Nachruhm werfen. Man wird sagen, ein Mensch der nicht m e h r über sein eigenes Weib vermochte, habe die Weisheit nicht besessen, die man ihm nachgeredet. Um sicher zu sein, daß ich keinerlei Nachteil von Xanthippes schlechtem Namen mit mir nehme, möchtest du, daß ich sie noch in der letzten Stunde besser mache, als sie gewesen . . ."

„Ja, das möchte ich! Du hast es erraten, oh Sokrates", rief der Freund aus. „Ist es nicht so, daß du sie heute mit deinen Augen anders als in den Tagen deines todfernen Lebens siehst? Sind ihre Laster nicht bedeutungslos geworden, und findest du nicht unter ihren Unarten eine bessere Seele, die sich nur verborgen hielt?"

Bei diesen Fragen seines Freundes holte Sokrates tief Atem. „Ich habe lange über mein Weib Xanthippe nachgedacht", sagte er. „So lange, bis ich nicht mehr wußte, ob mich meine Sinne über sie täuschten. Wenn ich mir seit langen Jahren das Denken über sie verboten habe, dann ist es deswegen: Ich wollte zuerst gänzlich von ihr frei werden. Dann erst durfte ich untersuchen, welchen Anteil ich an ihrer Bosheit und Kleinlichkeit habe, und welchen Anteil sie selber trage."

„Und bist du so frei von ihr geworden, daß du heute urteilen kannst, oh Sokrates?" fragte der Freund.

Der Weise verzog leicht den Mund. „Höre mein Freund, ich gestehe dir, daß sie, mit gewöhnlichen Augen betrachtet, nicht böser und nicht besser als das Weib irgendeines Atheners ist. Das kannst du allen sagen, die meine Meinung über sie kennen wollen. Daß man sie so schlecht gemacht, beruht einerseits darauf, daß sie gerade m e i n Weib war. Die Athener setzten voraus, Sokrates müßte das Muster einer Gattin gefreit haben, und weil Xanthippe nun gerade so viel und so wenig keifte wie das Weib des Schusters Simonides, wurde sie als besonders bös betrachtet, eben weil sie sich die Frau des Weisen Sokrates nannte und mich überall als einen unordentlichen Trottel verschrie! Dies, mein Freund, ist mein Anteil an ihrem schlechten Ruf!"

Der Freund nickte, fragte dann aber: „Du sagtest, ihr Ruf beruhe einerseits auf dieser Tatsache. Folglich muß er anderseits noch andere Gründe haben, die bei ihr liegen . . ."

„Ja", sagte Sokrates, „es gibt noch eine andere Seite. Und diese andere Seite ist ein großes Geheimnis. Du weißt, daß ich Xanthippe freite, weil sie bei den Athenern von Anfang an nicht besonders beliebt war. Die bösen Reden, welche man über sie führte, bevor ich sie gefreit, sind keinesfalls darauf zurückzuführen, daß man von ihr mehr verlangte, als von der Schusterin Simonides. Ich kann dir jedoch versichern, mein Freund, daß diese üblen Nachreden fast immer unberechtigt waren. Aber überlege dir, was tief in den Hintergründen einer Seele für Dinge verborgen liegen müssen, wenn sie sich ungerechte, üble Nachreden zuzieht! Dies, mein Freund, sollst du bedenken! Wer unter den Lebenden anscheinend ungerechterweise schlecht beleumdet ist, der hat die Eigenschaft, die Bosheit der andern auf sich zu lenken . . . und dies, mein Freund, ist ein Laster, über dessen tiefe Wurzeln ich in meiner Sterbestunde nachdenken möchte, weil ich es in meinen hellern Tagen nicht gelöst . . ."

Also sprach Sokrates und entließ seinen Freund.